



Evangelischer
Kirchengemeindetag
in Württemberg

Zusammenfassung des Vortrags zur Mitgliederversammlung am 19. 11. 2011

Prof. Dr. Christoph Dinkel

„Stress lass nach! Überlegungen zur Kirchenreform“

Die evangelische Kirche steht unter Reformstress, den sie sich überwiegend selbst macht. Sie will sich reformieren, wo Anpassungen an sich veränderte Rahmenbedingungen angezeigt wären. Sie hofft, vom selbsterklärten Religionsboom profitieren zu können und droht dabei, ihre Pfarrerschaft auszulaugen und zu überfordern. Die evangelische Kirche setzt auf Zentralisierung und den Ausbau von Stabsstellen. Vergisst die evangelische Kirche, dass sie von unten, von den Gemeinden her aufgebaut ist? Vergisst sie, dass Vertrauen und damit Ausstrahlungskraft vor allem an der Basis erarbeitet wird?

Das Wort „Reform“ sei in aller Munde und beinhalte mittlerweile negative Konnotationen, die an Verzicht und Reduzierung denken lassen und nicht mehr an Aufbruch und Erneuerung, begann Christoph Dinkel seinen Vortrag im Stuttgarter Hospitalhof. Früher kamen Reformen von der Basis, heute würden sie „von oben“ verordnet, in der Kirche ebenso wie in der Politik: Das Reformpapier „Kirche der Freiheit“ von 2006 sorgte immerhin für Diskussionen, obwohl vieles, was in dieser Schrift als neuer Impuls bezeichnet wird, eigentlich schon immer zum Alltagsgeschäft von KirchenmitarbeiterInnen gehört hat und jetzt nur, mit schickem neuen Namen versehen, in eine neue Zuständigkeit verschoben wurde. Da gibt es eben statt des betulichen Predigerseminars plötzlich das Kompetenzzentrum Predigtkultur und schon ist das Aufbruch.

Was bleibt vom Reformprozess? „Nüchtern betrachtet die Anregung einer Debatte um die Zukunft der Kirche angesichts knapperer Finanzen und die Schaffung von ein paar zusätzlichen Stabsstellen fernab der Gemeinde“, bilanziert Christoph Dinkel und vermutet als Motiv für das Reformpapier den Wunsch der EKD, Kompetenzen aus den unteren, landeskirchlichen Ebenen abzuziehen und zentralistisch auf der EKD-Ebene anzusiedeln. Das sei durchaus verständlich, denn eine solche Zentralstruktur verspricht mehr Aufmerksamkeit und damit größere Chancen, die eigenen Interessen durchsetzen zu können. Allerdings, so Dinkel, seien solche Zentralisierungstendenzen nur schlecht mit der föderalen und demokratischen Struktur der evangelischen Kirche vereinbar. Trotzdem wird das Thema auch in den Landeskirchen diskutiert und fließt in bereits laufende Reformprojekte ein, wie z.B. den Pfarrplan der Württembergischen Landeskirche. Obwohl das EKD-Reformpapier in Württemberg dabei kaum deutliche Spuren hinterlassen hätte, sähen sich viele Gemeinden und Kirchenbezirke einem gewissen Reformstress ausgesetzt.

Mit dieser Reformdebatte setzt sich Christoph Dinkel, immer wieder in Anlehnung an das Buch „Kirche im Reformstress“ von Isolde Karle, kritisch auseinander. Zunächst zweifelt er an der im Impulspapier der EKD aufgestellten Behauptung, es gäbe in der Gesellschaft ein neues und umfassendes Interesse an religiösen Fragestellungen, das von der Kirche aktiv genutzt werden sollte. Dabei übersehe die EKD, dass sich diese neue religiöse Sinnsuche gerade dadurch auszeichne, sich immer weiter von kirchlichen Institutionen zu entfernen.

Schon diese falsche Annahme eines Religionsbooms sei dazu angetan, die Verantwortlichen in der Kirche zu verunsichern. Vor allem die Pfarrerinnen und Pfarrer müssten sich jetzt fragen, warum es ihnen nicht gelingt, in diesem angeblich so religionsfreundlichen Klima die Zahl der Gottesdienstbesucher und der Kasualien-gottesdienste in der von der EKD gewünschten Weise zu steigern, die es „nur in Folge von Kriegsereignissen oder im Zuge von großen Erweckungsbewegungen“ gibt. Ein solch überzogenes Anspruchsdenken sei jedoch in hohem Maße demotivierend und selbstzerstörerisch, überfordere die Akteure und entwerte ihre realen Leistungen.

Die im Impulspapier gestellten Forderungen, die parochialen Gemeinden zugunsten von Profildgemeinden und Internetangeboten zusammenzuschumpfen und die Pfarrerinnen und Pfarrer zu kundenorientierten Dienstleistern umzufunktionieren, sind für Christoph Dinkel ebenso höchstens dazu angetan, der Basis der Kirche Stress und ein schlechtes Gewissen zu vermitteln.

Christoph Dinkel warnte eindrücklich davor, die Kirche wie ein Wirtschaftsunternehmen zu behandeln, „dass seine Produktpalette ändert, wenn das Evangelium nicht mehr genügend Akzeptanz findet“. Die Kirche müsse unbedingt eine Institution bleiben, deren symbolisches Kapital in der Unterstützung bei der Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit und der Sensibilisierung für die Not und das Leiden anderer besteht.

Lange Zeit sei in erster Linie die Kirche als Gemeinschaft gefördert worden, die Gemeindehäuser, in denen sich die verschiedenen Gruppen einer Kirchengemeinde treffen und zu Hause fühlen, sind sichtbarer Ausdruck dieses Bemühens. Mittlerweile favorisierten die EKD und manche Landeskirchen jedoch statt der parochialen Gemeinden kirchliche Zentren und überparochiale Angebote. Damit erhofft man, auch Menschen aus Milieus anzusprechen, die nicht schon immer der Kirche nahestanden. Hier, so Dinkel, der sich auf den Bochumer Religionswissenschaftler Jens Schlamelcher beruft, bestände jedoch die Gefahr, diejenigen an den Rand zu drängen, die bislang der Kirche auch durch ihr aktives Engagement eng verbunden waren. Das entspräche der Unternehmermentalität der Kirche: die Akquise von Neukunden sei wichtiger als die Pflege der bereits bestehenden Gemeinde.

Befremdlich wirke hierbei vor allem, dass die selbst ernannten Kirchenreformer ausgerechnet die Gemeinde als die ursprünglichste Form von Kirche für so unwichtig halten: Menschen, die durch ihren Glauben zusammen kommen und bereit sind, auch füreinander Verantwortung zu übernehmen, seien „etwas anderes als die Menge aller User eines Internetportals.“

Größtes Problem der evangelischen Kirche sei deshalb auch nicht eine angebliche Rückständigkeit im Außenauftritt, sondern die nicht zuletzt durch den demographischen Wandel drastisch abnehmende Finanzkraft, die der Theologe Friedrich Wilhelm Graf als das Ende des „dagobertinischen Zeitalters“ bezeichnet hat. Nicht eine drohende Verarmung stände bevor, sondern allenfalls der Abschied von einer Spitzenausstattung. Natürlich sei es schwierig und schmerzhaft, sich an diese neue Lage zu gewöhnen – was „eine Kirche in der Nachfolge eines mittellosen Wanderpredigers“ aber aushalten können sollte, ohne an irgendwelchen Verteilungskämpfen zu zerbrechen.

Ärgerlich sei, dass diese notwendige Anpassung an eine veränderte Finanzlage mit einer übertriebenen Reformdebatte zu überspielen versucht werde.

Ein Thema der Reformdebatte sind Gemeindefusionen. Diese könnten durchaus sinnvoll sein, bergen aber immer die Gefahr, dass zugunsten eines besseren Angebots für die Gemeindeglieder, Kosteneinsparungen oder einer Entlastung der Teilgemeinden die Kirche den Menschen ferner rückt und weniger in der Bevölkerung verankert ist. Ob Fusionen mehr nützen oder schaden müsse von Fall zu Fall und „vor Ort“ entschieden werden, ein „allgemeines Kirchenverbesserungskonzept“ sind sie nicht.

Eine zukunftsfähige Kirche brauche kompetente und engagierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Dabei seien vor allem die Pfarrerinnen und Pfarrer das Gesicht der Kirche, von ihnen werden Aufmerksamkeit und Zuwendung, theologische Kompetenz und individuelle Betreuung erwartet, dazu stehen sie und ihre Familien unter dauernder öffentlicher Beobachtung. Für diese hohen Ansprüche, die an sie gestellt werden, dürften sie mit Fug und Recht akzeptable Arbeitsbedingungen und einen angemessenen Verdienst erwarten. Eine Kirche, die die Besten für den Pfarrberuf möchte und braucht, sollte für diese Besten auch einen attraktiven Arbeitsplatz zu bieten bereit sein.

Zum Abschluss seines Vortrags unterstrich Prof. Dr. Christoph Dinkel noch einmal nachdrücklich die Wichtigkeit der Gemeinden, in denen sich seiner Meinung nach die Zukunft der Kirche entscheiden werde: „Glauben kann der Mensch nicht allein. Er braucht eine Gemeinschaft, er braucht andere Menschen, deren Glauben er sieht, wenn sie zur Kirche gehen und beten.“ Natürlich müsse eine zeitgemäße Kirche auch medial präsent sein und brauche ebenfalls überparochiale Einrichtungen. Aber in den Gemeinden entstehe Vertrauen und Nähe, hier könne sich die evangelische Kirche ständig erneuern: “Wer die Kirche in die Zukunft führen will, muss daher alles daran setzen, die Gemeinden zu stärken.“

Andrea Bachmann